

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

FÜNFTER BAND

1962

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER

26. 1. 1878 bis 22. 8. 1962



José Alejandro Schröder

Gedenkworte für

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER

von

Werner Bergengruen

Vor vielen Jahren im Faust lesend und namentlich mit den Szenen am kaiserlichen Hofe beschäftigt, gewährte ich mit Überraschung, daß das Bild, das ich mir vom Gott Plutus gemacht, Rudolf Alexander Schröders Züge angenommen, ja, daß ich mit ihm Schröders Erscheinung in Vollkommenheit vor meinem Auge hatte. Seitdem habe ich die beiden nicht mehr trennen können. Plutus, der ja hier nicht als Gott des münzbaren Besitzes, des Mammonismus, erscheint – dafür ist innerhalb des Mummenschanzes Mephisto da – Plutus tritt uns als Herr der Fülle, Herr des überfließenden Reichtums entgegen, keineswegs nur an irdischen Gütern. Von ihm sagt der kommentierende Herold:

»Er scheint ein König, reich und milde;
wohl dem, der seine Gunst erlangt! . . .

Und seine reine Lust, zu geben,
ist größer als Besitz und Glück.«

Des weiteren erwähnt er ein rundes, gesundes Gesicht, erblühte Wangen, »im Faltenkleid ein reich Behagen«, dazu den herrscherhaften Anstand, zu dem ja Unbefangenheit und Natürlichkeit gehören.

Aber die Gestalt des verehrten, geliebten Mannes, dessen wir heute klagend und rühmend gedenken, erschließt sich uns erst ganz, wenn wir auch den Knaben hinzunehmen, der des Plutus Wagen lenkt und der von sich selber mit der herrlichen Leidenschaft der Jugend sagen darf:

»Bin die Verschwendung, bin die Poesie.
Bin der Poet, der sich vollendet,
wenn er sein eigenst Gut verschwendet.
Auch ich bin unermesslich reich
und schätze mich dem Plutus gleich.«

Mit diesen Worten fällt dann ein vervollkommnendes Licht wiederum auf die Gestalt des Plutus in seinem geistigen Königsglanz und seiner Freude am freigebigen Austeilen.

Vielleicht werden wir im Knaben Lenker mehr den jungen, in Plutus den reiferen Schröder wiederfinden. Der junge verschwendet, nach Jugendart hinwerfend; der ältere achtet weise auf den Empfänger; er ermißt Stunde, Anlaß und Umstände, und so hat seine unverminderte Gebelust ihr sicheres Ziel. Er kennt nun die Gabe, deren der geschichtliche Augenblick bedarf. Er war ja ein Geber und Beschenker, nicht nur von Individuum zu Individuum, sondern er war es im Großen. Königlich hat er seine Zeit und seine Nation beschenkt, und in diesem Verstande wird seine Zeit über sein Todesjahr fort-dauern und seine Nation nicht von den Grenzen umschrieben sein können, mit denen es die Paßbehörden zu tun haben – ich

erinnere, des Beispiels halber, an alle Ehren, die ihm von Holland und Italien zuteil geworden sind.

Gemeinhin ist jedem menschlichen Leben nur eine einzige klassische Zeit gewährt. Wenige begünstigte Naturen haben deren mehrere; ja, sie haben wie Goethe die Gabe, jede ihrer Daseinsperioden zu einer klassischen zu erheben. Schröder gehörte zu ihnen, der Junge, der Gereifte, der Gealterte. Aber der Gehalt der einzelnen Perioden läßt sich bei ihm nicht immer kalendarisch abgrenzen. Sie durchdringen einander.

Etwas von knabenhaftem Mutwillen rumorte noch in dem Schröder späterer Jahre. Ja, dieser alte Mann, als den er sich in Versen und gedanklichen Äußerungen so oft und nicht ohne Nachdruck bezeichnet hat, war zugleich eines jugendlichen Wage- und Übermuts mächtig; gelegentlich auch wohl eines jugendlichen Vorpreschens und Vorschnellens, von dem er selbst nachher lachend und mit allem Zauber seiner unbefangenen und so liebenswerten Selbstironie sagen konnte: »Da bin ich wieder einmal ein alter Esel gewesen«. Bis zuletzt hielten in dem von uns Gegangenen die Elemente des Spielerisch-Improvisatorischen und des souverän Wohlbedachten auf einzigartige Weise einander die Waage.

Wie gegenwärtig ist uns noch seine Gabe des Sprechens, der spirituellen Unterhaltung, in der sich mit dem äußersten Ernst eine spritzige elegante Heiterkeit zu verschwistern wußte. Am wunderbarsten erschloß diese Gabe sich dem, der das Glück hatte, pokulierend mit ihm an einem gastlichen Tisch zu sitzen. Welch freudiges Behagen warf seine Gegenwart über jedes gesellige Beisammensein, ebenso jedoch über jedes einsame Zwiegespräch mit ihm. Immer fand man sich beschenkt, ja, aufs großartigste belehrt, nie geschulmeistert. Mit ehrfürchtigem, beglücktem Staunen stehen wir vor der

Vielfalt dieses Daseins. Wir sehen den jugendlichen Dandy und Ästheten, dessen Chansons und Brettli-Lieder uns als Gymnasiasten und Studenten so leidenschaftlich entzückten. Später gewahren wir neben dem Dichter – dies Wort nun in seinem strengsten, lieblichsten und höchsten Sinne gebraucht – den Maler, den Architekten und Innenarchitekten, den Verleger – Mitbegründer der Insel – den Übersetzer, Betrachter und Deuter, nicht zu vergessen den Mann musikalischer, kunsthistorischer, bibliophiler Neigungen; und alles wurde getrieben mit Gründlichkeit, Verlässlichkeit und feinsten Eruition, denen eine bewundernswürdige Leichtigkeit im Ergreifen und Sichaneignen des Assimilierbaren zur Seite stand; zuletzt haben wir den Patriarchen, den alten Welt- und Kirchenmann – fast möchte man »Kirchenvater« sagen.

Den Jahren nach stand Rudolf Alexander Schröder oder Schrudi, wie wir vertraulich sagen durften, für mich zwischen der Generation meines Vaters und der meinen. So habe ich ihn als den Väterlichen und den Brüderlichen zugleich empfunden und fast ein Dritteljahrhundert hindurch seine nie veränderte freundschaftliche Güte, seine plutoische Mitteilungsfreude und seine grazile Urbanität erfahren. Denke ich an diese spezifische Urbanität, so erinnere ich mich zugleich der ursprünglichen Wortbedeutung und erkenne Schröder recht als einen Städter, – nicht so sehr freilich als einen Großstädter unserer Tage, in denen ja Stadt und Land immer mehr zu Gunsten eines abstrakten Raum- und Verwaltungsbegriffs ineinanderrinnen, sondern als den Sohn der alten Reichs- und Hansestadt, die er als eine »heilige Herrin« besang, einen Sohn städtisch-patrizischer Kultur.

Schröder stammte aus Traditionen, in denen der Bildungsbegriff der Klassiker noch lebendig war. Der Gedanke der Bil-

ding hatte für ihn Rang und Helligkeit; sie ist ihm nie suspekt geworden. Er war klar in Zustimmung und Ablehnung – klar und fest, nicht starr. Freilich, auch er hätte Eichendorffs Wort sprechen können: »Was willst du jedem neumodischen Phantasten auf seinen verworrenen Wegen folgen?« Er beharrte auf dem Sinne und bildete die Welt sich, während die bloße Starrheit in der Negation gegenüber dem Neuen stecken zu bleiben pflegt und sich eben nicht die Welt zu bilden vermag. In seiner Unbeirrbarkeit ist Schröder mit Hofmannsthal zu vergleichen, und es ist kein Zufall, daß diese zwei Männer sich zu einer nie getrübbten Freundschaft zusammenfanden – beides Gestalten, in denen ein Kulturerbe von kaum abzumessender Dauer noch einmal aufleuchtete; und dies Erbe warf einen Schimmer über ein unerbittlich zu Ende gehendes Zeitalter. Schröders Erscheinung hat dargetan, welche ungeheueren Besitztümer auch und gerade dem a-revolutionären, kraftvoll auf Sammeln und Bewahren gerichteten Geist errißbar sind und wie leicht man in Irrtum gerät, sobald man sich der tagesläufigen Vorstellung überläßt, der zum Wehen bereite Geist könne sich nur die Gefilde des Radikalismus, der Avantgarde, der Mode wählen. Schröder ist in der Reihe geblieben, wie Renoirs Zuruf es von den jungen Künstlern verlangt hatte. Dieser ungeheuer bewegliche Geist hatte ein Element klassischer Ruhe in sich. Er strahlte Ruhe aus, Ruhe und Vertrauen. So stand er fest inmitten einer ins Wanken gekommenen Welt. Aber ich möchte doch das mir vorschwebende lateinische Theologenwort hier in seiner Ganzheit zitieren. Es lautet: »Stat crux, dum volvitur orbis – das Kreuz steht fest, wenn der ganze Erdkreis ins Schwanken gerät«. Wer Schröder verstehen will, darf das Auge nicht davor verschließen, daß die Fundamentalgewißheit seines Daseins jenes

alte Zeichen des Kreuzes meinte, so wie es von den Aposteln aufgerichtet worden ist. Auf Schröders christlicher Gläubigkeit ruhte sein Vertrauen zur Welt als zur Schöpfung Gottes, der er, dankbar und lobsingend, von Herzen zustimmte. Etwas von dieser Geborgenheit teilte sich jedem Gesprächspartner mit, wie es auch in jede seiner Zeilen einfloß. Wo Schröder war, schien die Welt in Ordnung, mitten in Wirrwarr, Tausend und Katastrophe.

Aber der Geborgene ist ja auch der Angefochtene, der seine Geborgenheit stündlich neu zu gewinnen hat; und nur diese bedrohte Geborgenheit ist den Menschen glaubwürdig. Schröder war glaubwürdig in jeder seiner Daseinsäußerungen, und er war es auch jenen, die in manchen Stücken anderen Sinnes waren als er.

Von seinem Werk mag ein Wort aus Conrad Ferdinand Meyers Hutten-Dichtung gelten: »es ist antik, doch christlich ist's gedacht«. Einander durchdringend und vollendend waren diese beiden Welten in ihm zum Frieden gekommen als in einem Strahlen auf sich ziehenden, Strahlen aussendenden Sammelpunkt, einem Fokus gesamtabeländischer Überlieferungen. Schröder war der Nachdichter und Verdeutscher der großen Poesie des Altertums, des Homer, Vergil, Horaz. Und mit der gleichen Kraft hat er holländische und flämische Dichter, hat er die großen Dramatiker des klassischen Frankreich, hat er Shakespeare und Eliot in unser Deutsch übertragen. Zahllose Reden und Essays, reich an unschätzbaren Einsichten und Erkenntnissen, zeugen von seiner eminenten Fähigkeit, in der Betrachtung von Dichtungen und Dichtern aller Zeiten bis auf unsere Tage das von Grund auf Wesentliche zu erfassen und fruchtbar zu verknüpfen.

Aber sein eigentlichstes Feld bleibt doch das der lyrischen

Dichtung, der weltlichen wie der geistlichen, ohne daß sich nun diese beiden Kategorien immer mit Schroffheit oder auch nur mit der allen Klassifizierungssüchtigen so erwünschten Deutlichkeit gegen einander abgrenzen ließen; mitten in der Welt, so arg sie sein mag, ist ja für Schröder das Göttliche zuhause, und nie kann sie für ihn gänzlich den Händen ihres Schöpfers entgleiten.

Wie er die Sprachen beherrschte, so beherrschte er die Sprache. Sie gehorchte ihm freudig wie ein gut zugerittenes Pferd oder, um ein Wort Nietzsches zu brauchen, wie »ein Weib, das aus ganzer Liebe gehorcht«. Dem Reichtum seines Gefühls war sein wägender Kunstverstand ebenbürtig. Souverän in der Wortschöpfung, streng im Metrischen, sicher im Strophenbau, war er daheim in sämtlichen, auch nur denkbaren Formen der Lyrik, in den anspruchsvollsten wie in den leichteren und der Sangbarkeit sich zuneigenden. Und in ihnen allen hat sich die immer fließende Überfülle seiner Gaben am reichsten offenbart.

Sehe ich nun auf das Ganze dieser Existenz, so meine ich sagen zu dürfen, der Friedensschluß mit der Welt der Menschen und mit der Welt des Göttlichen, der Friedensschluß mit sich selbst und dem eigenen Schicksal, der ja nicht als einmaliger Akt zu leisten ist, sondern stets von neuem vollzogen werden will, sei ihm durch seine Natur leichter gemacht worden als anderen. So möchte ich ihn zu den Glücklichen zählen, wiewohl ich weiß, daß auch in seinem Leben wie in jedem irdischen Dasein die Beschattungen zugegen waren und bestanden werden wollten.

Der uns verließ, steht vor uns als einer der großen Humanisten; wills Gott, nicht als der letzte der erlauchten Reihe.